

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 30

Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lag das Stadtbataillon enggedrängt im erquickenden Schlaf. Auch die Mehrzahl der Offiziere mußte sich in Ermangelung von Privatziimmern ins Stroh legen.

In der Ajoie.

Früh sah uns der 9. August (Sonntag) auf den Beinen. Wir merkten nur an den Kirchengängern, die nach Boécourt zur Messe pilgerten, etwas von diesem Ruhetag. Für uns war er wie ein Werktag strenger Arbeit. Scharfe Einzelausbildung, Zugschule und Marschübungen füllten die Stunden aus. Es wurde an diesem „Tag des Herrn“ ehrlich geschwitzt. Die schönen blauen Waffenröcke bildeten für die Hitze Sammelbecken erster Güte. Erst der 15. August, auf unserm Vormarsch in vorderste Linie, brachte uns Erlösung von diesem herrlich wärmenden Kleidungsstück, als wir in Courgenay endlich Blousen fassen konnten.

Während des Exerzierens an den Hängen oberhalb Séprais hatte unser Zug ein in Bäumen herrlich verstecktes größeres Anwesen entdeckt, das uns für den Abend einer Reflognosierung wert schien. Gute 5 Minuten vom Dorfe weg, lag es streng genommen schon außerhalb der zum Ausgang erlaubten Zone. Nach dem Hauptverlesen fanden sich unser 6 Unteroffiziere, 2 Gefreite und ein Füsilier zum Wagnis zusammen. Vorsichtig pirschend, ob die Stube nicht etwa schon durch Offiziere „besetzt“ sei, fanden wir gastfreundliche Aufnahme. Gegen Bezahlung und gute Worte sättigten wir uns an kräftigem Kaffee und schön braun geprägelter, mit Speckwürfeln durchsetzter Rösti. Dann gab's fühlen Most und vor dem Weggehen spendierte die Familie, da wir uns von der liebenswürdigsten Seite zeigten und frankophil gebärdeten, gratis ein wahrhaftes „Café mit“! Gemütlich war der Abend dahingegangen, so gemütlich, daß mein verärgerter Freund Abdi und ich das zwischen uns ausgegrabene Kriegsbeil wieder begruben und „für alle Zeiten“ Frieden schlossen. Ein Herz und eine Seele zog der kleine Trupp heimwärts zu. Kurz vor dem Dorfeingang fuhr allen der Schreck in die Glieder. Aus dem Schatten eines Dachschermes brüllte eine Wache ihr schreckhaftes „Halt, wer da?!“ Sicher hatte der Mann uns in der Finsternis für durchgebrannte Franzosen oder Deutsche gehalten und war wahrscheinlich nicht weniger erschrocken als wir. Er rasselte verdächtig mit dem Gewehrverschluß. Zum Glück hatten wir trotz des unerwarteten Schrecks die kernige Sprache nicht verloren, waren auch nicht verlegen um eine Begründung (man hatte doch nichts gegen freiwillige Patrouillen einzuwenden, nicht wahr?) und so verlief diese Extratour ohne weitere Folgen. Unser Besprechen, jeden Abend unseres Hierseins zum Röstiessen zu erscheinen, könnten wir aber nicht einhalten; die Schanzarbeiten auf den Höhen von Les Orbons und Les Rangiers waren schuld daran.

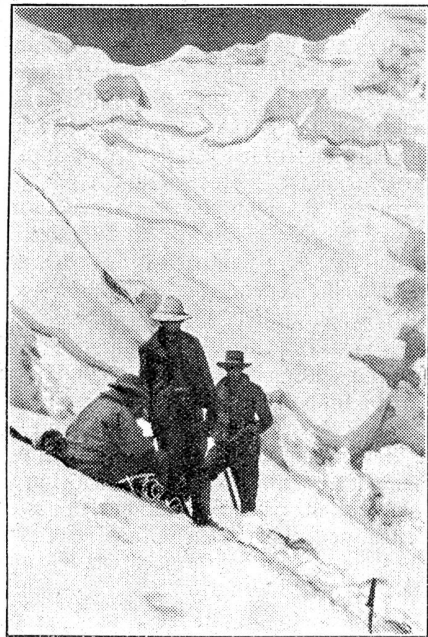
(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Himalaya-Expedition von schwerem Unglück betroffen.

Die deutsche Expedition, die im Frühjahr auszog, um den Mount-Everest zu bezwingen, ist nach den neuesten Meldungen von einem schweren Unglück betroffen worden. Der Expeditionsführer Willi Merkel aus München mit seinen Gefährten Wieland und Welzenbach sind in einen Schneesturm geraten und werden vermisst. Man befürchtet, daß keine Rettung mehr möglich sein wird.

Unser Bild zeigt drei Mitglieder der deutschen Himalaya-Expedition am Fuße des Nanga Parbat, aufgenommen von dem Radiotlager aus.

(Es ließ sich leider nicht feststellen, ob die auf unserem Bilde gezeigten drei Personen die vermissten Bergsteiger



sind. Wir möchten aber annehmen, daß es sich tatsächlich um Merkel und seine Gefährten handelt.)

Rundschau.

Dollfuss ermordet.

In Wien haben Nazis die Radiostation „Rawah“ besetzt und die Regierung abgesetzt erklärt — gleichzeitig behauptet, Dr. Rintelen sei der Nachfolger. Während dies in der „Rawah“ geschah, überfielen andere Abteilungen das Bundeskanzleramt, nahmen Fey, Dollfuß und Staatssekretär Karwinsky gefangen und ermordeten Dollfuß. Die Regierung hat die Vermittlung von Berlin schroff abgelehnt, Dr. Rintelen in Haft gesetzt und den deutschen Gesandten zur „Abberufung“ veranlaßt. Starhemberg bietet die Heimwehren auf. Was wird werden?

Man hat den Eindruck, die „Nazis“ müßten „etwas tun“, um von den deutschen Schwierigkeiten abzulenken.

Die Lage in Amerika.

Der Generalstreik in San Francisco, der nach vier Tagen abgebrochen wurde, erhellt mit aller Deutlichkeit die schweren Unstimmigkeiten, unter welchen die weitere Entwicklung in den Vereinigten Staaten leidet. Erst jetzt beginnen sich die Früchte der Wirtschaftskatastrophe von 1929—33 zu zeigen. Erst jetzt beginnt man zu ahnen, was die 12 oder 15 Millionen Arbeitsloser, die Veteranen, die pleite gegangenen Farmer, gedacht haben. Roosevelts Ruf nach einer neuen Wirtschaft wird zum Signal für all jene, die sich gedacht, daß „alles anders werden“ müsse. Für ihn ist nun nichts gefährlicher als die Unterschiede des Tempos zwischen den verschiedenen vorwärts drängenden Kräften, und die Möglichkeit, daß er selbst und seine R. R. A. nicht überall dort mitgehen, wo dies notwendig wird; in diesem Falle verlieren sie die Macht, dort zu zügeln, wo die Aktion zu weit ausgreift.

Im Generalstreik zu San Francisco haben die von der R. R. A. empfohlenen Gewerkschaften gewissermaßen ihre Feuerprobe abgelegt. Man muß wissen, daß diesem Gewaltakt ein dreimonatiger Streik der Hafens-

arbeiter vorangegangen. Was wollten die Hafnarbeiter? Nichts anderes, als die Anwerbebüros in ihre eigenen Hände bringen, damit der Menschenschacher einmal ein Ende nehme. Denn was bisher als Anwerbepraxis galt, das gleicht schon eher den Methoden des Sklavenmarktes oder der Fremdenlegion. Die übrigen Gewerkschaften blieben ruhig, bis eines Tages Tote und Verwundete fielen. Dann erst brach die Aktion los. Ausgenommen blieben, als „letzte Drohung“, die lebenswichtigen Betriebe Gas und Elektrizität. Die Lebensmittelgeschäfte, die arbeiten durften, die erlaubten Restaurants trugen Bezeichnungen: „Arbeit mit Erlaubnis der Gewerkschaft“. Andererseits sorgte eine Gewerkschaftspolizei für die Sicherheit der Lebensmittelzufuhr. Nicht organisiert, aber nicht abzuwehren war die Methode, Streikbrecher-camions mit Feuerüberfällen zu stoppen.

Die Gegenseite organisierte nach bewährter Praxis den Streikbruch. Man muß wissen, daß Amerika Firmen hat, die regelrecht solche Truppen liefern, „Gelbe“ anwerben und zur Verfügung stellen. Ein „Geschäft“ wie andere auch. Neu war die Betätigung von kleinen Stotrupps, die gegen kommunistische Blätter und Einzelpersonen vorgingen, verhafteten, mißhandelten. Die Gewerkschaften, wie es scheint, voller Vertrauen gegenüber dem Staat, richteten ihre Beschwerden gegen die wilden Bürgerwehren, die diesen Namen schänden, direkt nach Washington.

Der Staat wußte nicht recht, was zu tun sei, das ist der Eindruck, den man beim Betrachten der verschiedenen Nachrichten bekommt. Da gibt es einen Bürgermeister von San Francisco, der behauptet, die Schuld am Ganzen liege nicht bei den Gewerkschaften, sondern bei einigen Scharfmachern. Er schätzte wahrscheinlich die Situation falsch ein. Die Regierung des Staates Californien stellte die Nationalgardien, die so vorsichtig als möglich ihre Aufgabe erfüllten, das heißt die Warenlager zu bewachen gegen Blünderer.

Die Bundesregierung hat durch ihre Vermittlung den Abbruch der Generalaktion erreicht. Was soll das aber heißen, daß General Johnson, Roosevelts rechte Hand, erklärt, Streik sei durchaus erlaubt, ein Generalstreik jedoch bedeute einen blutigen Aufstand? Und daß er nun eine Aktion verkündet: „Amerika vor allem“, und erklärt, die Uebergabe von Arbeit, welche bisher von Ausländern getan wurde, an Amerikaner würde die Arbeitslosigkeit um ein Drittel vermindern? Solche Maximen klingen hoffnungslos, sind nicht nur Halbheiten, sind verhängnisvolle Irrtümer.

Das Weiterdauern der Streiks in Portland und Seattle, die Urabstimmung unter allen pazifischen Völkern, Streiks in vielen Städten, gefährliche Bürgerkriegsstimmung in Minnesota, wo die Transportarbeiter streiken, bittere Stimmung allenthalben lassen erkennen, daß die R. R. W. wahrscheinlich das Wichtigste nicht getan, um die breiten Massen zu befriedigen. Konsequenter wäre, die Löhne der Gewerkschaften von Staats wegen zu diktiert, sofern man wirklich die Ueberzeugung hat, ohne gesicherte Löhne keinen gesicherten Markt zu haben. Täte der Staat das, dann dürfte er mit gutem Gewissen Generalstreiks und größere Aktionen überhaupt verbieten. Aber man bleibt bei der Vorstellung des „freien Konkurrenzkampfes“ stehen und betrachtet auch den Streik als ein Mittel dieser „freien Initiative“ — so sehr hängt man an den alten Prinzipien.

Wie sehr man auch anderwärts bei Halbheiten stehen geblieben, zeigt der Skandal von Nord-Dakota. Gouverneur Langer, von der Bundesregierung abgesetzt, erklärt, daß er bleibe. Warum? Die Farmer stehen hinter ihm. Und weshalb stützen sie ihn, der doch Unterschlagungen begangen haben soll? Weil er sich ihrer Forderungen annimmt, weil er ein Maximum an Bundeszuschüssen herausgeschunden und weiter herauschinden will.

Man möchte wünschen, daß Roosevelt nicht von

den stark brausenden Strömungen fortgerissen werde, sondern daß er das Tempo meistern möge.

Die Stavisky-Minen in Frankreich.

Wie schwant der Grund, auf welchem die gegenwärtige französische Stabilität beruht, eigentlich sei, bewies die Szene zwischen Tardieu und Chaumpey, welche die beiden Herren zu spielen beliebten, und die beinahe zum Anlaß geworden, daß die Radikalen aus der Koalition liefen.

Der Stavisky-Untersuchungsausschuß muß bekanntlich seines Amtes weiter walten und darf, um nicht den Vorwurf der Korruption auf sich zu laden, nichts unter den Tisch fallen lassen. Nun befakte sich der Richter auch mit jenem Ched, der die Aufschrift „Tardi“ trägt, und die als „Tardieu“ gedeutet wurden. Stavisky soll also an diesen Mann der Rechten Geld gegeben haben. Trotzdem nun die „Richter“ dieses Ausschusses nur Parlamentarier sind, geriet der einvernommene Tardieu in solche Wut, daß er behauptete, die Notiz Tardi sei regelrecht von den kompromittierten Radikalsozialisten auf den Talon gesetzt worden, damit auch nach rechts ein Dreckspritzer verteilt werde. Darob ein empörter Protest des Mr. Chaumpey, den der Vorwurf speziell getroffen — er war ja Ministerpräsident — Beratungen bei den Radikalen, Anträge, Herriot möge sich samt allen andern der Partei angehörenden Ministern aus dem Kabinett zurückziehen oder aber die Demission Tardiens verlangen.

Und darüber hinaus Mutmaßungen bei den vereinigten Sozialisten und Kommunisten, was Herr Tardieu, der Prophet der halbfaszistischen „IV. Republik“, mit seinen Auslagen für Zwecke verfolge: Parlamentsauflösung, Neuwahlen, in welchen die Radikalsozialisten ihre Wähler teils an die Rechten, teils an den Sozialkommunismus verlieren würden, darauf eine Verfassungsreform, wie sie der Reaktion passen würde, und eine Einleitung, die auf die Wege Mussolinis und Hitlers führen müßte.

Diesen gespenstischen Aussichten hat Doumergue einen diden Kiegel vorgestoßen, vorläufig wenigstens. Schluß der Diskussion, die Union der Parteien ist Staatsnotwendigkeit. Man will noch keine Ablösung der französischen Aera Brüning durch eine Aera Papen-Schleicher — denn das wäre der Wahlsieg der Rechten mit Tardieu.

Türkische Massnahmen.

Die Regierung verfügt: Ausländer dürfen keine Chauffeure, keine Coiffeure, Schneider, Schuh- und Hutmacher, keine Musikanten und Variétékünstler, keine Fremdenführer sein — das sind Berufe, die den Türken vorbehalten bleiben. Solche, die nicht Türken sind oder es nicht werden können, mögen gehn. Das Vermögen haben sie hier zu lassen. Die Ausfuhr des Türkipfundes ist verboten. Die Konsulate mögen ihnen kostenlose Heimkehr bezahlen. Uns gehn sie nichts an.

Demnächst werden eine Reihe anderer Berufe drankommen. Zu den 5000 bisher Betroffenen erwartet man 20,000 neue. Vielleicht will man die Leute in die staatlichen Fabriken zwingen? Fast undenkbar, wenn man weiß, daß es sich um Kriegsmaterialfabriken und sonstige für das Militär wichtige Industrieanlagen handelt. Also was wird bezweckt? Daß vorderhand alle Türken Arbeit finden.

Wenn jetzt nicht Johnson in Amerika das Gleiche in vergrößertem Maßstabe tut, dann haben die Türken den Vogel abgeschossen und die Krone der Autarkiebestrebungen geschaffen. Im Kleinen ging ja die Referierung bestimmter Branchen für die Inländer schon in manchen Staaten los. Aber mit dieser Konsequenz bisher nirgends. Stehen wir vielleicht erst am Beginn der Abschließungsbewegung? -kh-